

Mehr Mut, mehr wagen

von Matthias Kleiner

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

sicher kennen Sie das: Ein wissenschaftliches Grundlagenprojekt gewinnt plötzlich an ungeahnter Dynamik, wenn eine Fährte in der Forschung allmählich das Potenzial einer wirklichen Entdeckung bekommt, indem sich eine Erkenntnis mühsam, aber stetig aus der Ungewissheit, dem Unbekannten, den Annahmen und Hypothesen herauschält.

Diese Dynamik bekommt nochmals eine andere Qualität, wenn darüber hinaus – wie in der Spitzenforschung häufig der Fall – auch die Konkurrenz rund um den Erdball an ähnlichen Fragestellungen arbeitet.

Zunächst möchte ich Ihnen von einem solchen Projekt erzählen: Im Mittelpunkt steht eine „gestresste Pflanze“. Sofern Sie nicht Pflanzenwissenschaftler sind, mag es Ihnen merkwürdig vorkommen, dass eine Pflanze Stress haben kann. Sie bekommt zum Beispiel Stress – ich bin mir bewusst, dass ich hier höchst komplexe wissenschaftliche Zusammenhänge sehr vereinfache – sie bekommt also Stress, weil sie bei ungünstigen Umweltbedingungen, wie Kälte oder Trockenheit, nicht wegläuft und sich diesen nicht durch einen Standortwechsel entziehen kann.

So ist seit längerer Zeit bekannt, dass Pflanzen ein Stresshormon, nämlich Abscisinsäure, ausschütten, wenn sie unter Dürre leiden. In

diesem Fall können sie durch eine Art Alarm-Signalkette die Spaltöffnungen in ihren Blättern schließen und damit ihren Wasserverbrauch wesentlich reduzieren. Dies lässt die Forschung auf weitere Erkenntnisse hoffen: Wenn es nämlich gelingen könnte, grundlegend aufzuklären, mit welchen Mechanismen dieser Vorgang ausgelöst wird, dann könnten vielleicht auch Sorten gezüchtet werden, die in Dürreperioden mit weniger Wasser auskommen. Die Erklärung für diesen Mechanismus muss sich, so die Annahme, aus einem komplexen Zusammenspiel zwischen Hormonen und mutmaßlichen Rezeptoren ergeben.

Vor etwa drei Jahren begann ein regelrechter Wettlauf zwischen Forschungsteams rund um den Globus, die versuchten, den Rezeptor des Stresshormons zu finden. Erste veröffentlichte Ergebnisse zu möglichen Rezeptorkandidaten von Forscherteams aus Kanada und China konnten die wissenschaftliche Community nicht überzeugen; eine der Veröffentlichungen wurde inzwischen sogar zurückgezogen. Zeitgleich mit einem Team aus Kalifornien veröffentlichte im Mai dieses Jahres eine Arbeitsgruppe um Alexander Christmann und Erwin

In diesem Exkurs dokumentieren wir die von DFG-Präsident Professor Matthias Kleiner in der Festversammlung im Rahmen der Jahresversammlung am 1. Juli 2009 im Gewandhaus in Leipzig gehaltene Rede.

Grill von der Technischen Universität München im Rahmen ihres DFG-geförderten Projekts „Long-distance signalling of water deficit in Arabidopsis“ ihre Ergebnisse, die in Teilen auch auf früheren Projekten aufbauten.

Die Befunde dieser zwei Gruppen gelten als gut abgesichert, unter anderem auch dadurch, dass beide auf unterschiedlichen Wegen zu dem gleichen Ergebnis gekommen sind. Das war nicht nur ein großer, sondern letztlich auch ein sehr unerwarteter Erfolg für die Forscher aus München. Denn das Ziel, den Hormon-Rezeptor zu identifizieren, stand zunächst nicht im Mittelpunkt, vielmehr untersuchten sie vor allem die Signalkette, die bei Trockenheit an den Wurzeln zur Ausschüttung des Stresshormons im Spross führt. Zu Beginn des Projektes war also noch nicht absehbar, ob der Rezeptor überhaupt – und falls doch, in welchem Zeitraum – entdeckt werden könne.

Meine Damen und Herren, der von mir gerade beschriebene Projektverlauf ist vielleicht nicht so spektakulär, wie die bekannten Beispiele gänzlich unerwarteter Zufallsentdeckungen, etwa die Röntgenstrahlen und das Penicillin, die Supraleitungen oder die unzähligen überraschenden Erkenntnisse in der Archäologie oder Astronomie. Und doch führt uns das Projekt über die Rezeptoren der gestressten Pflanze deutlich vor Augen, wovon die Faszination Wissenschaft auch lebt, nämlich von der Begrenztheit des Planens und Kalkulierens in der Forschung.

Im Grunde genommen ist der Verlauf von Grundlagenforschung immer ungewiss. Wir wissen nicht, wie viele Versuche wir brauchen, welche und wie viele Zugänge wir ausprobieren müssen und wo wir welchen Fund machen können. Und wir wissen meistens nicht genau, wie sich unsere grundlegenden Erkenntnisse nutzen oder anwenden lassen. Wir hoffen, aber wissen nicht vorher, ob wir einen wahren wissenschaftlichen Durchbruch erzielen. Ich erzähle Ihnen damit nichts Neues, aber ich

betone es hier so zugespitzt, um im Folgenden einerseits die politische Entscheidung zur Fortsetzung der drei Pakte, also der Exzellenzinitiative, des Pakts für Forschung und Innovation und des Hochschulpakts mit insgesamt 18 Milliarden Euro, nochmals würdigen zu können und um andererseits noch einen weiteren Aspekt, den Aspekt des Risikos in der Wissenschaft, hervorzuheben.

Wir in der Wissenschaft müssen uns erneut vor Augen halten: Unsere Gesellschaft befindet sich gegenwärtig in der größten Wirtschaftskrise seit 1945 und die genauen Ausmaße sind noch nicht bekannt. Aus der Wirtschaft wird dem Staat mehr Verantwortung zugebracht, als er womöglich schultern kann. Finanzpolitische Entscheidungen sind immer äußerst komplex, auch ohne Wirtschaftskrise.

Aber in dieser Krise, in der die Bundesregierung von Banken und Unternehmen um staatliche Gelder angefragt wird, muss sie zu gleicher Zeit wichtige, auf Jahre und Jahrzehnte wirksame Entscheidungen treffen. Entscheidungen darüber, wie unter diesen Umständen über den zur Verfügung stehenden Spielraum so entschieden werden kann, dass die Gesellschaft wieder einen maximalen Gewinn für Wohlstand und Wachstum erzielt.

Und da man den Kuchen bekanntermaßen nur einmal verteilen kann und das Abschneiden eines großen Stückes zwangsläufig ein kleineres an anderer Stelle nach sich zieht, sind die Entscheidungen, ob und in welchem Umfang staatliche Mittel eingesetzt werden, klare Prioritätensetzungen für die Zukunft.

Wovon soll sich die Politik bei der Abwägung leiten lassen? Langfristigkeit und Nachhaltigkeit? Kurzfristig sichtbare Wirkung? Oder etwa Kalkulierbarkeit, damit die kostbaren „Krisen-Mittel“ wenigstens „sicher“ eingesetzt werden? Wenn ich das Straßennetz massiv ausbaue, ist das unter Umständen nicht nur sinnvoll, sondern dann ist auch vorhersehbar, was ich anschließend habe. Wenn ich den Kauf

Wovon soll sich die Politik bei ihren Weichenstellungen in der Forschungspolitik leiten lassen?

von weiteren 500 000 Neuwagen subventioniere, dann weiß ich zwar nicht, ob das im gleichen Maße sinnvoll ist, dann weiß ich aber auch in diesem Fall, was ich anschließend vorweisen kann. Wenn die Politik aber entscheidet, zusätzliche 18 Milliarden Euro in Wissenschaft und Forschung zu investieren, dann investiert sie in ein Potenzial, ohne dass zu diesem Zeitpunkt schon exakt vorhersehbar ist, welchen Ertrag die Ernte haben wird. Investitionen in die Wissenschaft entziehen sich der Logik eines kurzfristigen Kosten-Nutzen-Kalküls und bedürfen von daher der Weitsicht. So entsprechen die Ertragszyklen in der Grundlagenforschung auch eher denen der Forstwirtschaft, die weit über eine Generationenfolge hinausgehen.

Bezogen auf die Biowissenschaften, aber sicher auf alle Disziplinen übertragbar, hat der Historiker und Wissenschaftssoziologe J. Rogers Hollingsworth, der sich – wie viele wissen – ja sehr intensiv mit diesen Fragen befasst, einmal griffig formuliert:

„There is no way of knowing in advance which discoveries will make a significant contribution to the wellbeing of society or when the consequences might be realized. What is clear from the historical record is that high-risk research and fundamental basic research are necessary for the general good of a society in the long run.“¹

Natürlich hat die Wissenschaft auch jenseits aller Fragen kurzfristiger Ertragszyklen gute Gründe für den angemeldeten Mittelbedarf, dem die Politik entsprochen hat. Wir müssen als Wissenschaftler aber auch konstatieren, dass die Politik bei der Entscheidung für die Pakte nochmals anders gefordert ist, da der Grad an Unge-

¹Hollingsworth, J. Rogers, *Scientific Discoveries: An Institutional and Path-Dependent Perspective* in: „Scientific Discoveries: An Institutional and Path-Dependent Perspective,“ in: Caroline Hannaway, ed., *Biomedicine in the Twentieth Century: Practices, Policies, and Politics*. (Bethesda, MD: National Institutes of Health, 2008), pp. 317–353, p. 337.

wissheit größer ist, und dass diese Entscheidung auch von Zuversicht getragen wird. Und wir erkennen besonders an, dass zu dieser Entscheidung in Zeiten der Krise und der knappen Mittel letztlich auch politischer Mut gehört.

Dieser Mut ist gerechtfertigt, weil erstens die Exzellenzinitiative bereits jetzt erstaunliche Wirkung zeigt und Erfolge vorweisen kann, weil zweitens die mittelfristige Planungssicherheit im Rahmen des Paktes für Forschung und Innovation besondere Akzentuierungen erlaubt, die einen längeren Atem brauchen, und weil drittens kaum etwas auf so einfachem Weg zu so großen Verbesserungen geführt hat und daher so ungeteilt begrüßt wurde wie die Programmpausen im Rahmen des Hochschulpaktes, die jetzt fortgesetzt werden können. Auch über die Pakte hinaus wird man unbestritten sagen

können, dass die Forschung in Deutschland sich gut positioniert hat und seit Jahrzehnten große Erfolge aufweist. Sie alle werden mir zustimmen, wenn ich sage, dass die Reputation der Forschung und der Wissenschaftsorganisationen in Deutschland diesen Vertrauensvorsprung rechtfertigt. Auf diese Stärken können wir bauen und auf diese Stärken können wir vor allem etwas aufbauen.

Seit dem 4. Juni ist es also entschieden: Die Wissenschaft und insbesondere die Förderung herausragender Forschung erhält eine weitere Zukunftsperspektive. Dies bekräftigt auch der Beschluss des Bundeskabinetts zur mittelfristigen Finanzplanung aus der vergangenen Woche. So haben wir jetzt die Gewissheit, dass der Wettbewerb seine Katalysatorwirkung nach 2012 noch stärker entfalten kann: Von den 18 Milliarden Euro werden allein etwa fünf Milliarden über die DFG zusätzlich in die Grundlagenforschung fließen. Damit können auch die Versprechen an unsere jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler eingelöst werden. Und zahlreiche vielversprechende Projekte haben jetzt Aussicht auf Fortsetzung, weitere können erstmals bewilligt werden.

Der Wettbewerb um Qualität wird künftig seine Impulsgebende Wirkung noch nachhaltiger entfalten

Aber – und dies ist nötig für den Wettbewerb – selbst mit den zusätzlichen Milliarden stehen der Forschungsförderung nur begrenzte Mittel für eine weitaus größere Nachfrage zur Verfügung. Hierin ist unsere Situation also nicht viel anders als die vorhin beschriebene in der Politik. Und auch die anderen erwähnten Elemente „Vertrauen in die Reputation“, „Mut, die ungewisse Entwicklung zu wählen“, „Prioritäten setzen“ und in gewisser Weise auch Risikobereitschaft sind Aspekte, die sich durchaus übertragen lassen.

Meine Damen und Herren, bei aller gebotenen politischen Unabhängigkeit würde ich es uns wünschen, dass wir uns – als Forschungsförderer oder Projektverantwortliche – von dem, was uns die Politik hier gezeigt hat, ein wenig anstecken lassen.

Und wir könnten dieses tun, indem wir beginnen, unser Förderhandeln daraufhin erneut kritisch unter die Lupe zu nehmen. Beginnen wir direkt auf der Ebene des Umgangs mit Projekten. Wir alle wissen, es gibt sehr unterschiedliche Projekte:

Es gibt die Klassifizierungs- und Erschließungsprojekte, die über einen langen Zeitraum Untersuchungsgegenstände sammeln, erschließen, klassifizieren und sichern. Hierbei ist der Materialtypus und die Methode weitgehend bekannt und der Projektablauf oftmals gut planbar.

Daneben gibt es die Vertiefungs- und Ausdifferenzierungsprojekte, Projekte also, die in den Grundzügen bekannte Zusammenhänge vertiefen oder vorhandene Technologien beziehungsweise Methoden verbessern wollen. In der Regel ist das Ziel klar vor Augen, entsprechend lässt sich der Projektverlauf gut einschätzen, planen und strukturieren.

In den Überprüfungs- und Generalisierungsprojekten werden singulär gewonnene Erkenntnisse auf andere Untersuchungsgegenstände übertragen. Das Vorgehen ist oftmals induktiv, und die Ziele sind ebenfalls klar.

Ferner die Transfer- und Translationsvorhaben, die die gewonnenen Erkenntnisse in die Praxis umsetzen wollen und aus diesem Prozess wiederum Impulse für die Grundlagenforschung bekommen.

Und schließlich gibt es auch Projekte mit dem gewissen Etwas, oder besser gesagt, die Projekte mit etwas Ungewissem. Projekte, die auf bislang gänzlich unbekannte Forschungswege zielen und sich auf sehr neue Forschungsfelder wagen. Das Vorgehen ist dabei zumeist tentativ, folgt nicht selten auch der In-

tuition und experimentiert mit einer Vielzahl unkonventioneller Zugänge. Diese Projekte nehmen regelmäßig einen anderen Verlauf als geplant. Ob sie Ergebnisse produzieren ist ungewiss, aber wenn, dann führen diese nicht selten zu den großen Durchbrüchen in der Forschung

und ganzen Paradigmenwechseln.

Diese Anträge sind nicht leicht einzuschätzen, da in den Projektplänen häufig noch keine detailliert beschriebenen Ziele angegeben werden können – birgt ihr Verlauf, die Methodik und die Wahrscheinlichkeit eines Ergebnisses doch noch zu viele Momente der Ungewissheit. Daher lösen diese Anträge häufig kontroverse Diskussionen aus. Wie wahrscheinlich ist das Gelingen, wie groß das Potenzial?

Wir haben uns ein wenig daran gewöhnt, diese Vorhaben als „Risiko-Projekte“ zu bezeichnen. Das ist, meine Damen und Herren, eigentlich eine ganz unglückliche Bezeichnung. Denn der Begriff lässt gleich an besondere Sicherheitsbedingungen oder notwendige Technologiefolgenabschätzungen denken, während es doch nur darum geht, dass diese Projekte einen hohen Grad an Ungewissheit haben. Eine Ungewissheit, die sich aus vorab nicht zur Verfügung stehenden Informationen über die Dauer der Projektphasen, ihren Verlauf, eventuelle Probleme sowie über das Forschungsfeld als Ganzes ergibt. Bei diesen Projekten müssen die Forschungsförderer weitreichende Förderentscheidungen treffen,

„Risiko-Projekte“
können ein hohes
wissenschaftliches Potenzial
bergen, das besser
genutzt werden sollte

obwohl über den möglichen Verlauf nur sehr wenige Informationen vorliegen. Ich komme darauf später zurück.

In meinem eigenen Feld, der Produktionstechnik, meine ich übrigens, diese Projekttypologie noch deutlicher, vielleicht noch gröber erkennen zu können. Da sind zum einen die Projekte, die sehr in die Tiefe gehend die Wechselwirkungen zwischen den Einflussgrößen auf einen komplexen Fertigungsprozess untersuchen, um diesen Prozess zu optimieren. Zum anderen gibt es Projekte, die auf der Basis vollkommen neuer

Ideen untersuchen, ob innovative Fertigungsprozesse machbar sind und welche Vorteile sie bieten. Die Optimierer und die Innovierer – man könnte fast von zwei verschiedenen Forschertypen sprechen. Wie fein oder grob: In unserer Projekttypologie hat jeder

dieser Typen seine Berechtigung und darf nicht gegen die anderen ausgespielt werden – wir brauchen sie alle. Und im Moment der Begutachtung, der Bewertung in den Fachkollegien und bei den Entscheidungen in den Gremien liegen also nicht nur thematisch unterschiedliche Projekte vor.

Sondern es sind hinsichtlich ihres Innovationspotenzials und in Bezug auf den vorhersehbaren Projektverlauf kategorial unterschiedliche Projekte, die dennoch in nur einem Wettbewerb um die Fördermittel konkurrieren. Meine Damen und Herren, Sie werden in der Wissenschaft, in der Wissenschaftspolitik und Wissenschaftsverwaltung niemanden finden, der sich nicht gerade die Förderung der sogenannten „Risiko-Projekte“ wünscht, und wir alle miteinander würden in jedem Fall beteuern, uns für sie einzusetzen. Und geht man nach den Bekenntnissen zur Förderung dieser Projekte, müssten sie es eigentlich tendenziell leicht haben.

„Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so“, um es mit Bertolt Brecht zu sagen.

Denn wir wissen aus der Entscheidungstheorie, dass es in Situationen der Entscheidungs-

findung eine anthropologische Konstante gibt, die als das sogenannte Ellsberg-Paradoxon bekannt geworden ist. Gemeint ist damit, dass sich Menschen, die zwischen zwei Optionen wählen müssen, von denen nur die Wahrscheinlichkeitsverteilung für eine Option bekannt ist, mehrheitlich für diese entscheiden. Man entscheidet sich also, vor die Wahl gestellt, für das bekannte Risiko und gegen die nicht kalkulierbare Unsicherheit.

Problematisch ist also nicht etwa nur die Zuverlässigkeit der uns bekannten Fakten, sondern die Zuverlässigkeit unserer jeweiligen Interpretation und Beurteilung der Fakten.

Die Aufgabe, vor der wir als Förderer und Wissenschaftler stehen, weist also in zwei Richtungen: Erstens in Richtung der Bedingungen, die wir schaffen müssen, um diese Projekte zu ermöglichen, und

zweitens in Richtung des Umganges mit diesen Projekten in der Begutachtung und Entscheidung. Als Forschungsförderer besteht unsere Aufgabe insbesondere auch darin, Gelegenheitsstrukturen zu schaffen, die dazu einladen, von den bekannten Wegen abzuweichen. Wir möchten das Neue unterstützen, doch wir erreichen dieses Ziel nicht, indem wir zu früh zu scharfe Konturen im Erkenntnisweg verlangen. Wenn wir wirklich innovative Forschung fördern wollen, dann müssen wir Unschärfe nicht nur zulassen. Sondern dann müssen wir manchmal bewusst offene, „unscharfe“ Umgebungen und Bedingungen schaffen, die das Umherschweifen des Blicks ermöglichen, die Berücksichtigung von zufälligen Funden, Seiten- und Nebenwegen bei der Herstellung von Zusammenhängen, ohne die innovative Forschung nicht denkbar ist.

Dass diese offenen Bedingungen nötig sind, ist ja auch keine neue Erkenntnis, sondern bekannt, seitdem es Wissenschaft gibt, und sie wird auch von der Innovationsforschung immer wieder hervorgehoben. Und auch, dass wir dieses bereits bei der Organisation von Wissensproduktion immer mitplanen und ent-

Wer innovative Studien
wirklich fördern will,
muss nicht nur „Unschärfe“
zulassen, sondern
auf Offenheit setzen

sprechende Vorkehrungen schaffen müssen, wissen wir nicht erst, seitdem es eine professionelle Innovationsforschung gibt. Vielmehr liegt dieses Wissen manchmal in einer sehr anschaulichen Form, als kulturelle Überlieferung zum Beispiel im Aufbau und in der Struktur von Archiven und Bibliotheken, quasi geronnen vor.

Da ist etwa die ehemalige Bibliothek aus den 1920er Jahren des Kunst- und Kulturwissenschaftlers Aby Warburg, den man gewiss zu den einflussreichsten Denkern des 20. Jahrhunderts zählen darf. In dieser Bibliothek folgten die Bücher nicht dem üblichen Ordnungsschema, etwa nach Epochen, Autoren oder Gattungen, sondern sie stellten mit ihrer speziellen thematischen und häufig auf den ersten Blick nicht sofort evidenten Ordnung bestimmte kulturwissenschaftliche Problembezüge her. Die Folge war, dass man das gewünschte Buch immer wieder suchen musste und – wegen der „unscharfen“ Ordnung – dabei immer wieder auf andere Bücher stieß, die man eigentlich nicht suchte, und dadurch so manche Entdeckung machte und manche unerwartete Bezüge herstellen konnte. Und auf diese Aufgabe, nämlich die Schaffung von Rahmenbedingungen für eine hinreichend offene Forschungspraxis, müssen wir uns immer wieder besinnen.

Daher, meine Damen und Herren, stehen wir heute auch weniger vor dem Problem, wie man Projekte strukturiert und plant und wie diese mit bestimmten Förderstrukturen zu unterstützen sind – das können wir inzwischen ganz gut. Wir stehen vielmehr vor der weitaus größeren Aufgabe, wie es gelingen kann, Raum für die Offenheit im wissenschaftlichen Prozess zu sichern, wie wir dieses „Zulassen von Unschärfe am Anfang eines Forschungsprojektes“ organisieren, wie wir die Ungewissheit gezielt und in angemessenem Maße zulassen, aber auch aushalten können.

Und eines sollte uns auch bewusst sein: Wenn wir wollen, dass Forschende mehr wa-

gen, dann müssen wir auch darauf vorbereitet sein, dass ein Projekt nicht das erwünschte Ziel erreicht, das Projekt also „scheitert“. Scheitert in dem Sinne, dass das Vorhaben zwar optimal durchgeführt und geleitet wurde, aber dennoch keine Ergebnisse erzielt werden konnten. Wer mehr Mut einklagt und mehr Risiko möchte, der muss sich auch gleichzeitig für eine andere Kultur des Umgangs mit dem „Scheitern“ einsetzen. Und wenn wir von den Forscherinnen und Forschern mehr Mut zu risikoreicher Forschung erwarten und mehr Projekte mit ungewissem Ausgang haben wollen, dann müssen wir sie mit einer geeigneten Unterstützung auch dazu einladen. Was das betrifft, so sind wir als DFG auf einem guten Weg.

So schafft die Förderung im Rahmen des seit 1985 jährlich verliehenen Leibniz-Preises mit der weitgehend

freien Verfügung der Mittel, die flexibel über einen Zeitraum von sieben Jahren eingesetzt werden können und den Preisträgern so ein größtmögliches Maß an Freiheit gewähren, eben jenen offenen Raum, der geradezu einlädt, besonders risikoreiche und unkonventionelle Ideen umzusetzen.

Auch die Kolleg-Forschergruppen im Bereich der Geisteswissenschaften, die im vergangenen November zum dritten Mal ausgeschrieben wurden, folgen dem grundlegenden Ziel, einen offenen Raum entstehen zu lassen. Hier mit dem besonderen Ziel, einen Raum für die stark diskursive Forschungspraxis der Geisteswissenschaften und Alternativen zur projektförmigen Struktur zu schaffen.

Und schließlich war das auch der Grundgedanke bei der Einführung der Reinhart Koselleck-Projekte für besonders innovative und risikoreiche Vorhaben. Der Tatsache, dass gerade bei diesen Projekten häufig kein detaillierter Projektplan vorgelegt werden kann, wurde dadurch Rechnung getragen, dass nur eine Antragsskizze eingereicht werden muss.

Die genannten Förderformen stehen zugleich für wichtige Elemente einer adäquaten

Förderung hoch innovativer Projekte: Freier Mitteleinsatz (Leibniz), freie Projektstruktur und Planung (Kolleg-Forschergruppen) und offene Antragstellung (Koselleck). In allen drei Förderarten haben wir es aber vergleichsweise einfach, weil es sich um besonders ausgewiesene Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler handelt, es somit also leichter fällt, einen Vertrauensvorschuss zu rechtfertigen.

Aber „risikoreiche“ Forschung findet ja nicht nur in dieser Wissenschaftler-Gruppe statt und sollte nicht nur in besonders dafür gekennzeichneten Formaten gefördert werden können. Es sollte vielmehr so sein, dass dies in allen Förderprogrammen und in allen Karrierestufen nicht nur möglich, sondern selbstverständlich sein kann. Und da müssen wir uns selbstkritisch fragen, ob wir das Bekenntnis, gerade die High-risk-Projekte unterstützen zu wollen, in der Praxis auch immer so einlösen können.

Jüngst sagte mir ein sehr erfahrener Wissenschaftskollege, dass hoch riskante Projekte ja wirklich nur etwas für ältere Wissenschaftler seien, die bereits eine lange Publikationsliste hätten. Denn könne man allen Ernstes jungen Kollegen empfehlen, ein Projektscheitern zu riskieren und damit eine etwas „kahle Stelle“ in der Publikationsliste gerade am Anfang der Karriere? Davor müsse man den Nachwuchs doch schützen.

Ich habe also zumindest meine Zweifel, ob die Bewilligungsaussichten des Projektantrages zur „gestressten Pflanze“ angesichts der weltweiten Konkurrenz größer geworden wären, wenn eine junge Antragstellerin oder ein Antragsteller gesagt hätten: „Wir wollen die Rolle eines Pflanzenhormons beschreiben und suchen auch den Rezeptor, wissen aber noch nicht genau, wo, und auch nicht, ob wir das in diesem Projektrahmen schaffen.“

Im Zweifelsfall wäre das Projekt, das zu einem wissenschaftlichen Durchbruch führte, wegen der anfänglichen ungewissen Aussicht nicht gefördert worden. Dabei hat man in diesem Fall sogar gewusst, was man sucht.

Was ist aber mit der Forschung auf ganz unbekanntem Terrain? Deshalb – ich sagte es bereits – geht es um die Zuverlässigkeit unserer Interpretation und Beurteilung der Daten, um die Frage also, wo wir auf die Offenheit und Ungewissheit bauen können und dann auch sollen. Bei dieser Frage brauchen wir natürlich Unterscheidungs- und Beurteilungskriterien.

Denn die Tatsache, dass man ein Projekt in Angriff nehmen möchte, dessen Verlauf nicht gut planbar und dessen Ausgang ungewiss ist, rechtfertigt ja allein noch keine Bewilligung.

Wie muss aber eine Begutachtung dieser Projekte idealerweise aussehen? Welche Informationen brauchen wir als Basis für eine Begutachtung und Entscheidung? Wenn ein detaillierter Arbeitsplan nicht möglich ist, was könnte an diese Stelle treten? Sollten wir stattdes-

sen dann eine Beschreibung möglicher „Risikofaktoren“ erbitten sowie Szenarien darüber, wie man im Falle einer unerwarteten Wendung im Projektverlauf damit umgehen werde? Mehr Risikomanagement statt Antragslyrik?

Meine Damen und Herren, eine Festveranstaltung ist sicherlich nicht der Rahmen, um diesen Fragen im Einzelnen nachzugehen. Worum es mir aber geht – und nur deshalb erwähne ich das an dieser Stelle – ist, dass wir uns alle gemeinsam, Antragstellerinnen und Antragsteller, Gutachterinnen und Gutachter sowie die Mitglieder in den Gremien, aber auch die Leitungsebenen der Hochschulen und Forschungseinrichtungen, mit diesem Thema befassen, hier nach Lösungen suchen und gemeinsam an einer „Klimaveränderung“ arbeiten. Für mehr „Risiko“ und weniger „Mainstream“.

Denn nur, wenn wir mehr Mut haben, können wir auch anderen mehr Mut machen.

Und wie gesagt, hier sind auch die Mitgliedereinrichtungen der DFG, die Hochschulen und Forschungseinrichtungen gefordert. Auch sie müssen diese Freiräume schaffen. Die Wertschätzung, die sie ihren Forscherinnen und Forschern zukommen lassen wollen, könnte

Mehr Wagnis in der Wissenschaft zu fordern, bedeutet auch, für einen neuen Umgang mit dem „Scheitern“ einzutreten

Sind High-risk-Projekte nur möglich für arrivierte Wissenschaftler, die um Ruf und Ansehen weniger bangen müssen?

nirgendwo deutlicher zum Ausdruck kommen als bei der Unterstützung und Wertschätzung besonders riskanter Projekte.

Und ich bin überzeugt, meine Damen und Herren, das man diese besonders kreative und mutige Forschung mindestens genauso häufig in den Einzelprojekten wie in den großen Sonderforschungsbereichen vorfindet und daher jede Hochschulleitung gut beraten ist, auch aus diesem Grund die Einzelförderung der DFG als strategisch wichtig für die eigene Institution neu zu entdecken.

Bei dem viel beschworenen Wettbewerb um die besten Köpfe sollten wir nicht vergessen, dass vor allem diejenigen Standorte für die Forschung attraktiv sind, an denen die Forscherinnen und Forscher den Mut haben können, immer wieder das Risiko des Sich-Irrrens auf sich zu nehmen und immer wieder neue Anläufe zu unternehmen, weil sie sich des Vertrauens, das in sie gesetzt wird, sicher sein können.

Daher: Mehr Mut, mehr wagen!

Vielen Dank!

forschung

Das Magazin der Deutschen Forschungsgemeinschaft

3/2009